

Nr. 125. Bromberg, den 4. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

„Sie müssen sehr unangenehm gewesen sein!" bemerkte er.

Sie nickte zustimmend. Sie gingen jetzt nebeneinander.

„Das ist mein Ruf", erklärte sie. „Meine Tante haßt mich, und mein Onkel ist immer gereizt, weil ich ihn beim Golf schlage. Er spielt jetzt dort draußen", bemerkte sie und deutete mit der Hand auf einen entfernten Punkt. „Spielen Sie Golf?"

Deane gestand, daß das nicht der Fall wäre. „Sie kamen also nur zum Ausruhen her?" sagte sie.

„Nur um auszuruhen", antwortete er.

„Wo wohnen Sie?"

Er drehte sich um und zeigte auf den viereckigen steinernen Turm, der am Meeresrand stand. „Ich wohne dort", antwortete er — „den alten Coastguard's Turm nennt man ihn, glaube ich. Es ist die seltsamste Wohnung, die ich je hatte."

„Welch erstaunlicher Mensch Sie sind", erklärte sie. „Wie haben Sie den alten Pegg und seine Frau von dort weggebracht?"

„Ich zahlte ihnen gut", antwortete er. „Ich tat es nicht selbst. Mein Diener ist aus dieser Gegend, und er erzählte mir davon und hat alles gerichtet. Ich hoffe, ich werde den Turm kaufen können."

Er hatte von Anfang an ihre Offenherzigkeit bemerkt. Sie hatte die Aufrichtigkeit eines Kindes.

„Sie haben einen Diener?" fragte sie ihn voll Neugierde. „Ist er mit Ihnen hier?"

Deane nickte zustimmend. „Man kann doch von mir nicht erwarten, daß ich selbst koche, nicht wahr?" fragte er. „Er vervollständigt meinen Haushalt."

„Ich nehme an", sagte sie, „daß Sie ein reicher Mann sind."

Deane zuckte die Achseln. „Reichtum ist immer ein relativer Begriff."

„Oh, ich verstehe solche gesuchten Reden nicht!" erklärte sie etwas heftig.

„Ich weiß nur, daß Geld haben etwas Großartiges, Herrliches i t! Ich würde alles in der Welt darum geben, um reich zu sein, um Geld zu haben, das ich ausgeben könnte wie ich wollte, um Kleider und Schmuck zu haben und alle Annehmlichkeiten des Lebens, hinreisen zu können, wohin ich wollte, leben, wie ich möchte, — es ist etwas Furchtbares, arm zu sein."

Er sah sie voll Interesse an. Sie war ein ganz neuer Typus.

„Eines Tages", sagte er, „werden Ihnen wahrscheinlich Ihre Wünsche in Erfüllung gehen. Sie haben zum Beispiel Ihren Onkel."

Sie nickte. „Es ist meine ganze Hoffnung", sagte sie. „Ich gehe jeden Morgen dem Briefträger entgegen. Es ist schon drei Wochen her, daß mein Onkel schrieb — glauben Sie nicht, daß er es sich überlegt hat?" fragte sie, sich traurig an ihn wendend.

„Es ist sehr unwahrscheinlich", meinte er. „Hat er noch andere Verwandte?"

„Gar keine", antwortete sie „Selbst Onkel und Tante, mit denen ich hier lebe, sind nicht mit ihm verwandt. Er war der Bruder meines Vaters. Mr. Sarsby war der Bruder meiner Mutter."

„Sind es Mr. und Mrs. Sarsby, mit denen Sie hier leben?" bemerkte er.

„Ja! Und meine Name ist Sinclair", sagte sie — „Ruby Sinclair."

Er blieb einen Augenblick stehen. Sie ging etwas voraus, vermißte ihn nach einigen Augenblicken und drehte sich um. Er stand wie zu Stein erstarrt da.

„Was ist geschehen?" fragte sie. „Sind Sie müde oder ist Ihnen nicht gut?"

Er erholte sich mit Anstrengung. „Mir ist ganz gut", sagte er. „Sie wissen, ich sagte Ihnen, daß ich hergekommen bin, um mich ein bißchen zu erholen. Ich habe nervöse Anfälle. Mir war plötzlich schwindelig."

Sie kam zu ihm: „Wollen Sie sich in mich einhängen?" fragte sie etwas schüchtern. „Wir sind nahe bei unserem Haus. Vielleicht wollen Sie hereinkommen und sich ein bißchen niedersetzen. Meine Tante würde sich sehr freuen."

„Nein", sagte er, „ruhen wir hier einen Augenblick aus."

Sie setzten sich auf den Rand des grasbewachsenen Ufers. Er quälte sich, in ihr Gesicht spähend, darin eine Ähnlichkeit zwischen ihr und dem ermordeten Manne zu entdecken. Es war gar keine, sagte er sich — gar keine. Der Name war sehr gebräuchlich — einer der gebräuchlichsten. Es war lächerlich, dieses Mädchen in irgend einer Weise mit der Tragödie, die er durchlebt hatte, in Verbindung zu bringen. Die Möven kreisten noch immer über seinem Haupt. Die Flut strömte sanft in die Bucht heran. Ein Fischerboot glitt vorüber. Eine Lerche stieg vor ihren Füßen auf und sang in der Luft. Überall herum war Friede und Ruhe. Es war dasselbe Land, in dem er vor wenigen Stunden Zufriedenheit gefunden hatte, und doch schien bereits ein Schatten darüber gefallen zu sein.

Sie war es, die zuerst aufstand. Sie strich ihren Rock zurecht, wandte sich dem Dorf zu und sagte: „Es tut mir leid, aber ich muß gehen. Die Mahlzeiten bei uns sind sehr pünktlich. Wir frühstücken um eins und es fehlen nur mehr zehn Minuten. Fühlen Sie sich wohl genug, um zurückzugehen, oder wollen Sie weiter mit mir kommen?"

„Ich werde zurückgehen", sagte er. „Ich möchte wissen", fuhr er fort, „was Sie heute nachmittag machen?"

Sie zuckte mit den Achseln. „Nichts", antwortete sie. „Wahrscheinlich hierherkommen und beten, daß ich morgen einen Brief bekomme."

„Haben Sie Mitleid mit einem Kranken und kommen Sie zu mir Tee trinken", bat er.

„Ich möchte sehr gern", antwortete sie, „wenn ich fortkommen kann. Um halb fünf?"

„Ja", sagte er. „Ich werde auf Sie warten."

„Kommen Sie mir nicht entgegen", bat sie — „nicht, daß es etwas macht, nur, wenn Onkel wüßte, daß Sie dort wohnen und daß Sie von London kommen und daß ich mit Ihnen gesprochen habe, würde er Sie besuchen wollen. Er gehört zu den Leuten, die sich gern reden hören und gern Bekanntschaften machen. Sie können leicht spotten", fügte sie lächelnd hinzu, „aber ich muß mit ihm leben."

Lachend sagte er: „Ich werde mich verstecken, bis ich Sie vor meiner Türe sehe. Aber Sie werden doch kommen?"

„Ich werde kommen", versprach sie und ging, ihm mit der Hand zuwinkend, fort.

Kapitel XIII.

Eine zwanglose Teegesellschaft.

Gegen vier Uhr, als Deane von einem kleinen Sandhügel aus, der sich vor seiner seltsamen Behausung ausbreitete, landeinwärts spähte, sah er zwei Gestalten herankommen. Einige Minuten später kamen Ruby Sinclair und ihr Begleiter den kleinen, mit Schindeln gedeckten Pfad, zu der Stelle, wo Deane auf sie wartete.

„Mein Onkel möchte gern Ihre Bekanntschaft machen, Mr. Deane", sagte sie.

Deane streckte ihm die Hand entgegen und begrüßte seinen Besucher — einen kleinen Mann mit grauem Schnurrbart und einer etwas unbeholfenen Art. Er trug einen Anzug mit Kniehosen — sehr altmodisch und vom Dorfschneider gemacht — einen Flanellkragen und eine schlecht dazu passende Krawatte. Er schüttelte nachlässig die Hand des Gastgebers.

„Ich dachte, ich muß Sie aufsuchen", erklärte er, „nachdem Sie hier wohnen. So ein einsamer Fleck! Sie werden natürlich Golf spielen?" Deane schüttelte den Kopf. „Ich spiele nie", antwortete er. „Ich bin hergekommen, um auszuruhen."

„Um auszuruhen!" Dieses Wort erschien dem kleinen Manne, der bereits seine Umgebung genau besichtigt hatte, sonderbar. Photographien in Silberrahmen, einen Haufen Bücher — alle neu —, ein Gewehr und eine Angelrute und andere derartige Dinge — alle natürlich von bester Qualität!

„Aber Sie müssen doch irgend etwas machen?" bemerkte Mr. Sarsby.

„Sie können doch nicht den ganzen Tag dasitzen und das Meer anstarren — wie die Fischer", fügte er lachend hinzu. „Eine faule Gesellschaft — unsere Fischer", fuhr er fort. „Fahren nie hinaus, wenn Wellen sind."

Deane nickte. „Die Flut", bemerkte er, „ist, glaube ich, sehr unzuverlässig."

Der Diener brachte den Tee herein und eine große Tasse mit Erdbeeren, die Mr. Sarsby mit Erstaunen anstarrte.

„Erdbeeren!" rief er aus. „Daran denken wir hier bestenfalls erst in sechs Wochen!"

„So?" antwortete Deane nachlässig. „Ich weiß nie, in welche Jahreszeit etwas gehört. Mein Diener besorgt die Lebensmittel. Miß Sinclair, Sie müssen den Tee für uns bereiten. Ich fürchte, unser Verfahren ist etwas absonderlich, aber sehen Sie, wir versuchen hier ohne weibliche Dienerschaft auszukommen."

Mr. Sarsby war etwas verlegen. Er hatte selten an einem Tisch gesessen, der mit einem so feinen Damasttuch gedeckt war, und er war, jedenfalls die letzten Jahre, nie von einem Diener bedient worden. Seine kleinen Augen streiften neugierig umher. „Sie kommen aus London, Herr, sagt mir meine Nichte?"

„Aus London", antwortete Deane.

„Ein herrlicher Ort!" sagte Mr. Sarsby mit einem Seufzer. „Seit ich mich zurückgezogen habe, mußte ich unglücklicherweise alles aufgeben."

„Wegen Ihrer Gesundheit?" fragte Deane höflich.

„Wegen meiner Gesundheit und meiner lächerlich kleinen Pension", antwortete Mr. Sarsby. „Mir kommt es immer vor, daß jedes Ministerium immer versucht, sich um seine Verpflichtungen denen gegenüber zu drücken, die in Pension gehen, um dadurch zu versuchen, das Reich zu stärken."

„Erzählen Sie mir, wie Sie Ihre Zeit verbringen, Miß Sinclair", sagte Deane. „Ich glaube, Sie erzählten mir, daß Sie Golf spielen?"

„Oh! ich mache alle Dinge, die man machen muß, wenn man in so einem Ort lebt", sagte sie. „Ich schwimme und ich fische, ich spiele Golf und Tennis, wenn ich Gelegenheit dazu habe, und ich segle, wenn ich mir ein Boot ausborgen kann. Diese Dinge bedeuten alle Sport für Sie, nehme ich an. Wenn sie nicht einen Teil Ihres Lebens bedeuten, ist es gut, wenn sie aber dessen ganzer Inhalt sind, sind sie ein öder Lebensinhalt."

„Meine Nichte ist selten zufrieden", sagte Mr. Sarsby scharf.

„Warum sollte ich es auch sein?" fragte sie. „Du hast wenigstens schon dein Leben gelebt. Du hast etwas von der Welt gesehen, wenn auch in engem Gesichtskreis, ich nicht! Ich nehme an, daß ich in zwanzig Jahren mit diesen Dingen zufrieden sein würde. Das Leben bedeutet dir eine Befriedigung, je nachdem, ob du Oberst Forsilt oder er dich geschlagen hat. Ich bin noch nicht so weit gekommen, damit zufrieden zu sein."

„Jedenfalls", meinte Mr. Sarsby in einem Ton, den er für würdig hielt, „ist es nicht notwendig, einen Fremden einzuweihen. Es wird Mr. Deane schwerlich interessieren."

„Im Gegenteil", antwortete Deane mit einer leichten Verbeugung. „Aber ich dächte, Sie sagten mir, Miß Sinclair, daß Sie uns demnächst verlassen werden."

„Oh, ich hoffe es!" antwortete sie. „Mein Onkel ist kein Mann, der Versprechen bricht, und er hat es versprochen. Ich erwarte jetzt täglich, von ihm zu hören."

Nach dem Tee gingen sie auf den kleinen, mit grobem Meersande bedeckten Fleck Land, der das Häuschen vom Meere trennte. Das junge Mädchen ging ein wenig voraus und Deane blieb mit dem Onkel etwas zurück.

„Mr. Sarsby", sagte er, „habe ich richtig verstanden, daß der Name des Onkels Ihrer Nichte Sinclair ist — derselbe Name, wie der ihre?"

Mr. Sarsby nickte bejahend. „Ja, Herr", sagte er. „Richard Sinclair. Er war der Bruder ihres Vaters — ein sonderbarer, unruhiger Geist. Jedenfalls schrieb er meiner Nichte vor ein paar Wochen, daß er nach England zurückgekehrt sei und hoffe, aus einer Unternehmung eine große Summe Geldes zu erzielen. Er versprach, sie in die Stadt kommen zu lassen. Seit damals haben wir nichts mehr von ihm gehört."

„Lesen Sie Zeitungen, Mr. Sarsby?" fragte Deane.

„Ich lese jeden Nachmittag zwischen fünf und sechs die „Times", bemerkte Mr. Sarsby. „Ich habe ein besonderes Abkommen mit Mr. Foulds — dem Vikar —, das mir dies ermöglicht. Unser Vikar, Mr. Deane, ist übrigens ein sehr gescheiter Mensch. Er wird Sie ohne Zweifel aufsuchen."

„Ich bin nur für kurze Zeit hier", sagte Deane. „Es steht kaum dafür, daß mich jemand aufsucht. Ich fahre in ein paar Tagen nach Schottland, doch fühlte ich mich sehr ermüdet und einer großen Gesellschaft nicht gewachsen, und deshalb kam ich erst hierher."

„Ich sehe, Sie sind einer der glücklichen Menschen, der in der Welt herumkommt", bemerkte Mr. Sarsby etwas neidisch.

Deane zuckte die Achseln. „Mehr oder weniger", gab er zu, „aber ich fragte Sie, ob Sie Zeitungen lesen? Ich tat es aus einem bestimmten Grunde. Ich möchte wissen, ob Sie über einen Mord gelesen haben, der kürzlich in einem Hotel in London begangen wurde?"

„Solche Dinge lese ich nie, Herr!" erklärte Mr Sarsby. „Das interessiert mich nicht. Ich lese die politischen Berichte und die auswärtigen Nachrichten. Ich habe immer behauptet", fuhr er fort, „daß Golfberichte in den „Times", sagen wir zweimal die Woche, sehr geschätzt wären. Wir, die das Spiel vom wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachten, möchten gern wissen, welche Stellung die „Times" zu gewissen Fragen nehmen. Zum Beispiel ich selbst —"

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche, Mr. Sarsby", sagte Deane, während er auf die Gestalt des zurückkehrenden Mädchens blickte, „aber ich sprach von einem

Mord. Sonderbarerweise war der Name dieses unglücklichen Mannes Sinclair und er war gerade von drüben angekommen."

Mr. Sarsby sprach langsam und sah seinen Begleiter verwirrt an. „Sie nehmen doch keinen Augenblick an", begann er, „daß irgendein Zusammenhang zwischen diesem Mann und Rubys Onkel bestehen könnte?" „Ich habe keine Ahnung", antwortete Deane, „aber als sie seinen Namen nannte und mir sagte, er sei gerade aus Afrika zurückgekehrt, und daß sie auf einen Brief warte, der nicht komme, so schien mir irgendeine Übereinstimmung darin zu sein."

„Haben Sie eine Zeitung?" fragte Mr. Sarsby eilig.

Deane schüttelte den Kopf. „Nein!" sagte er. „Aber es muß doch eine Dorfbuchhandlung geben oder sonst ein Geschäft, wo die Londoner Zeitungen aufgehoben werden."

„Das gibt es", sagte Mr. Sarsby. „Ich werde schnell zurückgehen und darüber lesen. Steht darin, ob der unglückliche Mann Vermögen besessen hat?"

„Daran erinnere ich mich nicht", sagte Deane. „Als Ursache des Mordes wurde Diebstahl angenommen, aber das Hotel, in dem er wohnte, war keines, um einen Mann von Reichtum anzuziehen."

„Ich will gleich nachsehen", erklärte Mr. Sarsby. „Wenn etwas daran ist, muß ich wiederkommen und Sie um Rat bitten."

„Wenn es durchführbar ist", bemerkte Deane, „müssen Sie in die Stadt fahren und nachforschen."

„Nach London fahren? Aber! aber!" rief er aus. „Doch, ich vergaß! Wenn etwas daran ist, würde natürlich der Staat meine Reisekosten zahlen. Dabei habe ich nächste Woche so viel zu tun", fügte er hinzu, indem er sein Notizbuch herausnahm und hineinschaute. „Ich habe sieben Golfmatches — drei vierer und vier Einzelspiele. Ich sehe wirklich nicht, wie ich abkommen könnte! Ruby!" rief er, „komm, meine Liebe. Wir müssen zurückgehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Welt hinterm Äquator.

Vom Leben und Treiben einer aussterbenden Rasse.

Von Annie Francé-Harrar.

Heute wie einst besteht die Tatsache, daß man sich eine Linie, die unsichtbar um den Erdball herumreicht, nur schlecht vorstellen kann. Und doch ist das gar nicht einmal so schwer. Denn dort ist der einzige Ort der Welt, wo die Sonne, weil sie durch ihre besondere astronomische Stellung zur Erde in dieser Zone absolut senkrecht steht, mittags keinen Schatten erzeugt. So daß Mensch und Ding sich in einem seltsam klaren, schattenlosen Licht bewegen, das allen Körpern etwas malerisch Unbekanntes gibt.

Dennoch aber ist der Äquator wirklich die Scheide zwischen zwei grundverschiedenen Welten. So wichtig ist für uns Lebende das Klima mit seinen Auswirkungen, daß die Tatsache, daß in nicht gebirgiger Lage dort die Nächte nicht kälter als mindestens 20 Grad plus sind, wirklich alles von Grund auf verändert. Naturgemäß ist das auf Inseln besonders stark zu fühlen, denn die Kontinente haben immer noch ihre Sondereinflüsse, so wie ja auch alle Wüsten, wo immer sie liegen mögen, bei glühenden Tagen kühle und selbst kalte Nächte besitzen.

Auf den zahllosen Eilanden in der Südsee aber herrscht ein wirklich äquatoriales Klima, denn dort wirkt die Temperatur des Meeres, die nie unter 25 Grad über Null sinkt, wie eine ungeheure Wasserheizung auf das feste Land. Darum hat — nicht einmal mit geographischem Recht — jene Weltgegend in der Phantasie der Menschen, außer Indien, dem afrikanischen Kongo und Zentralamerika, wirklich das, was man sich unter „tropischem Klima" vorstellt.

Dementsprechend ist auch das Leben des Eingeborenen, gegen das unsere gehalten, in allem in sein Gegenteil verkehrt. Der Weiße freilich trachtet überall, ein kleines Europa zu schaffen, und ist sogar mit einem Zerrbild davon zufrieden — eben weil er sich nicht trennen kann und mag. So ist auch seine Kleidung nur eine recht mangelhafte Anpassung an die Mischung von Glutstunden und dampfenden Regengüssen, die dort unten „Wetter" heißt. Der Insulaner versteht das weit besser. Immer noch trägt er den kühlen Grasrock der Väter, der zugleich vor Hitze und den Moskitos schützt. Auf Tahiti ist dieser „Hula-Hula", der entweder aus Bananenbast oder den Fasern des neuseeländischen Flachses und der eingeführten Aloë besteht, oft reizend farbig getönt. In Melanesien wird er in seiner Naturfarbe verwendet, bräunlich oder wehend silberweiß. Allerdings wickelt man durch den Einfluß Europas dazu den Oberkörper häufig in Kattuntücher oder schmutzige Blusen, denen der Kundige die Überhandnahme der Tuberkulose bei den Ozeaniern zuschreibt. Denn vom „Hula-Hula" rinnt das Wasser der häufigen Regengüsse glatt ab und ebenso von der mit Kokosfett gesalbten Haut. Europäische Gewebe aber bleiben lange feucht und kalt. Jeder in den Tropen weiß, daß es Fieber bringt, sich in Kleidern durchnässen zu lassen. Man meidet es, wo man kann. Aber die Suggestion der schreiend bunten Tücher ist größer als alle angestammte Klugheit. Und so sterben die alten, jahrtausendelang kraftvoll und gesund fortgepflanzten Stämme dahin, denn alles, was aus Europa kommt, ist ihnen schädlich und verderblich. Die meisten dieser Sippen haben heute nicht mehr als hundert Angehörige, einige viel weniger. Es gibt genug „Tribus", die nur aus zwanzig, dreißig oder sechzig Menschen bestehen. Eine habe ich zu Hiegghène auf Neukaledonien gesehen, die acht Leute besaß, zwei Frauen und sechs Männer, die aber ihre eigene Sprache gebrauchten, so wie es überhaupt in Melanesien zum Begriff einer „Tribus" gehört, daß sie ihre besondere Sprache hat, die häufig von den Nachbarn nicht verstanden wird.

Auch sonst mischt sich in diesen kupferbraunen oder bronzefarbenen Köpfen Europa und Ozeanien zuweilen aufs sonderbarste. Während die Frauen und Mädchen der Gesellschaftsinseln einen nicht unerheblichen Teil des Jahres es für eine lohnende Beschäftigung halten, Vanilleblüten „zu verheiraten", tragen die Männer immer noch an vorsintflutlichen Schultergestellen aus Bambus ungeheure Bananentrauben nach Hause. Das mit der Vanille ist übrigens eine sonderbare Sache. Sie bedarf wirklich eines „Ehevermittlers". Obgleich sie besonders in den Bergwäldern von Tahiti, das sich rühmt, die größte Vanilleausfuhr der Welt zu besitzen, ausgezeichnet gedeiht, ist sie doch nicht einheimisch. Oder, richtiger, man hat aus Südamerika, vor allem aus Mexiko, zwar die Pflanze eingeführt, nicht aber das Insekt, das ihre gelbgrünen Orchideenblüten in der Heimat befruchtet. So müssen die Menschen dessen Dienste übernehmen, mit einem Strohhalm, der den Pollen überträgt. Es ist eine langweilige und mühevolle Arbeit, aber sie muß getan werden, sonst trägt die ohnehin sehr verwöhnte Vanille keine Früchte.

Man kann es nicht leugnen, daß die farbigen Hände, die solch komplizierte Arbeit vollbringen, auch sonst erstaunlich geschickt sind. Die bronzefarbenen Polynesier und die kupfer- bis kaffeebraunen Melanesier sind überaus handfertige Leute von einer ganz ausgesprochen kunstgewerblichen Begabung. Zu ihren Hütten gehören zahllose Dinge, unentbehrlich als Hilfe im Haushalt, als Waffe, als Werkzeug. Was verstehen sie alles aus Muschelschalen, Kokosnüssen und Palmenblättern anzufertigen! Da gibt es hübsch umflochtene Trinkgefäße an elastischen Schnüren aus Palmenbast, ganz unverwüstlich, glänzend poliert, oft farbig bemalt. Ganz besonders merkwürdig sind die Teller, auf denen der gekochte Taro oder die gebackene Brotfrucht aufgetragen werden, zusammen mit Muscheln, Fischen oder gerösteter Keule eines jener kleinen schwarzen Inselschweine, die übrigens erst durch den weißen Mann auf die Inseln gekommen sind. Außer allenfalls Ratten sind sie denn auch meist die einzigen Säugetiere, obgleich die Eingeborenen jetzt auch gerne Hunde halten und essen. Ein derartiger Teller besteht also aus zwei zusammengebogenen Blättern der Kokospalme, die sehr sauber miteinander verflochten sind. Aus solchen Blättern werden auch die vielfältigsten Taschen angefertigt, die man dann an einem langen Seil über die Schulter zu hängen pflegt. Ohne seine Tasche geht der Melanesier höchstens in den Krieg, und da nimmt er sie wenigstens ein Stück weit mit. In ihr, die zuweilen riesenhafte Dimensionen annimmt, befördert er auch Lasten

von Früchten, große Fische und Krabben. Die letzteren werden zuweilen in geräumige Körbchen aus Palmrippen gesperrt, wenn man es nicht vorzieht, sie per pedes ein Stück marschieren zu lassen, an einer Schnur und mit festgebundenen Scheren natürlich. Freilich hat die Krabbe wenig Verständnis für eine solche Zumutung und leistet heftigen Widerstand. Da es sich häufig um jene großen „Kokosräuber" handelt, so ist auch gar nicht so leicht mit ihnen fertig zu werden. Man sieht also, daß hinterm Äquator sogar das Bild des sein Kalb oder Lamm zur Schlachtbank treibenden Händlers sich gründlich verändert.

So sind auch die Verbottafeln etwas ungewöhnlicher Art. Weil sie eben nur in der Sprache des Insulaners sprechen, so gibt es mit den europäischen Behörden gerade ihretwegen ununterbrochene Konflikte. Natürlich kümmern sich die weißen Gendarmen selten oder nie darum, daß an einem Palmenkamm irgendwo ein großes Tritonshorn hängt. Sie gehen, ohne zu fragen, durch eine solche Pflanzung hindurch, nehmen auch wohl eine Nuß zum Trinken mit, wenn sie eben durstig sind. Das aber betrachten die Farbigen wieder als böswillige Verletzung ihrer Rechte. Denn dieses Tritonshorn ist ein „Kokostabu" und bedeutet, daß dieser Baum oder jene Plantage oder überhaupt das Grundstück nicht betreten werden darf. Jeder Eingeborene respektiert dieses ungeschriebene Gesetz unbedingt. Aber die Weißen wissen oft gar nichts davon, und so gibt es manchmal Überfälle auf sie, einen vergifteten Pfeil, der aus dem Lianendickicht kommt, oder von rückwärts einen Schlag mit dem „Cassetête", dem schrecklichen Schädelzerbrecher.

Solche und ähnliche Zusammenstöße mit der „weißen Kultur" haben die Melanesier nachdenklich gemacht. Da sie die Europäer immer noch für große böse Zauberer halten, denen gewaltige Dämonen beistehen, so trachten sie, auf ihre Weise des Schutzes eben dieser Dämonen teilhaftig zu werden. Seit man mehrere Hunderte dieser armen, ganz unwissenden Menschen in den Weltkrieg geschleppt hat, seit sie immer wieder französische und englische Soldaten zu Gesichte bekommen, fangen sie an, sich da und dort eine Art Uniform-Masken zurechtzumachen. Hier gibt es auch noch wirkliche Körperbemalungen und Kopfmasken. Sie sehen sonderbar genug aus, und aus ihnen spricht die große Verwirrtheit und der dumpfe Versuch einer Anpassung an die übermächtigen Kräfte des weißen Mannes, der von fernher kam und unter dessen Händen sich alles verändert.

Vom Menschenherzen.

Von To-To.

Ein Herz wird nicht besser dadurch, daß man es öfters verschenkt!

*

Das gute Herz ist etwas, das meist teuer zu stehen kommt!

*

Das Herz pflegt, wenn es seine Dummheiten macht, den Verstand immer erst nachher und nicht vorher zu Rate zu ziehen.

*

Ein Menschenherz wurde wie das andere erschaffen, und dennoch — wie grundverschieden ist Herz und Herz!

*

Einmal begegneten sich Herz und Verstand.

„Wie mag das nur kommen, daß man sich so selten trifft?" verwunderte sich das Herz.

„Höchst einfach", lächelte der Verstand, „denn jedesmal, wenn du mich schon von weitem siehst, liebes Herz, dann machst du gleich einen weiten Bogen um mich!"

*

Wenn auch bei den meisten das Herz an der richtigen Stelle liegt, so ist darum doch noch nicht gesagt, daß sie deshalb auch das Herz auf dem rechten Fleck haben.

*

Ein Menschenherz kann das genügsamste, aber auch das anspruchsvollste Ding der Welt sein!

*

... Und am Ende soll immer an allem das arme Herz schuld gewesen sein!



Einen Monat in der Luft.

Der große Erfolg der amerikanischen Atlantik-Fliegerin Amelia Earhart gab den englischen Fliegerinnen Anlaß, eine Konferenz abzuhalten, um die Möglichkeit neuer Rekordleistungen weiblicher Piloten zu besprechen. Es wurde beschlossen, die Pilotin Viktoria Bruce mit der Ausführung eines Dauerfluges zu betrauen, dessen Erfolg die fliegenden Frauen mit neuen Lorbeeren schmücken würde. Frau Bruce beabsichtigt, einen ganzen Monat ohne Landung in der Luft zu verbringen. Mit Unterstützung der Ingenieure aus dem englischen Luftfahrtministerium ging Frau Bruce bereits ans Werk. Ein großes Flugzeug mit Kücheneinrichtung, Wandschränken und Schlafkoje wird für den Dauerflug eingerichtet. Die Fliegerin wird einen Konservenvorrat und andere nicht verderbende Lebensmittel mit an Bord nehmen, um für dreißig Tage mit Nahrung versorgt zu sein. Da es für einen Menschen unmöglich ist, dreißig Tage und Nächte ununterbrochen das Flugzeug zu steuern, wird Frau Bruce von einem weiblichen Sozius auf ihrem Fluge begleitet werden. Die Fliegerin beabsichtigt, zwischen den Städten Hanworth und Porthmouth hin und her zu fliegen. Zweimal am Tage wird ein besonderes Tank-Flugzeug aufsteigen, um ihren Benzinvorrat zu erneuern. Der Rekord des Dauerfluges liegt zurzeit in Amerika. Vor Jahresfrist gelang es drei amerikanischen Piloten — sie waren Geschwister — im ununterbrochenen Flug dreiundzwanzig Tage in der Luft zu bleiben.

*

Ein Mensch mit einem Straußenmagen.

Für einen Lustspielfilm suchte eine Londoner Filmgesellschaft einen Mann, der imstande wäre, eine Grammophonplatte zu zerkauen und zu verschlucken. Zahlreiche Amateure meldeten sich im Atelier und erklärten sich bereit, den verlangten Trick zu vollbringen. Den Rekord schlug ein gewisser Sidany, ein gebürtiger Australier, der einen wahren Straußenmagen besaß. Er verschluckte einige Grammophonplatten und darüber hinaus eine Taschenuhr mit Kette. Daraufhin zerschlug er eine Karaffe und verzehrte die Scherben. Das „köstliche" Mahl beendete er damit, daß er eine große Flasche Tinte austrank. Für einen Lustspielfilm erwies sich Sidany zweifellos als großartige Eroberung.



Lustige Ecke



* **Der ungalante Moltke.** Der Heerführer Helmuth von Moltke war wegen seines Schweigens berühmt, und nur selten ging er aus sich heraus. Eine Dame wollte den Schlachtenlenker ausfragen. Sie nahte sich mit dem Vorwand, daß sie aus seiner Geburtsstadt Parchim stamme und sie wolle sich wegen einiger Verwandten bei ihm erkundigen.

Die Dame, die ein klein wenig angejahrt war, verspritzte einen großen Redefluß.

Moltke hörte ruhig und tonlos zu.

„O", sagte schließlich der 80jährige, der wohl ahnte, warum sie gekommen war: „Madame, ich kann mich nicht so sehr an diese guten Mecklenburger in Parchim erinnern, denn meine Zeit begann erst später als die Ihrige."

Das war zu viel. Die Dame begriff, und wutschnaubend rannte sie hinaus.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg